

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

24.10.1926 (No. 43)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No. 43



24. Dez. 1926

Carl Seilacher / Ein wertvoller Fund.

Auf der Bühne des Rathauses zu Herrenalb ist unlängst ein aus dem Jahr 1779 stammender Schweinslederband gefunden worden, der die Abschriften zahlreicher alter Herrenalber Klosterurkunden enthält.

Der Mehrzahl nach sind die in dem Buch wiedergegebenen Akten nur für den gelehrten Forscher von Bedeutung. Dem umfangreichsten der darin mitgeteilten Schriftstücke dürfte wohl allgemein, zumal in Baden, Interesse entgegengebracht werden. Es ist ein nicht weniger als 195 Punkte umfassendes Klage-schreiben, mit dem Württemberg beim kaiserlichen Kammergericht Beschwerde erhoben hat gegen den badischen Markgrafen Philibert (geb. 1536).

Der Schriftsatz schildert den Streitfall, um den es sich dabei handelte, in allen seinen Einzelheiten mit solcher Genauigkeit, daß es nicht schwer hält, sich auf Grund davon ein deutliches Bild zu machen, wie der Tatbestand beschaffen war, der vorlag.

Es sei versucht, ihn festzustellen. Was war vorgefallen? Markgraf Philibert von Baden hatte den Ettlinger Vogt angewiesen, in den auf badischem Boden gelegenen Herrenalber Klosterorten eine außerordentliche Steuer zu erheben. Dieser kündigte den Einzug in Malisch am 1., in Langensteinbach am 2. und 3., in Loffenau am 4. Juni 1560 an unter höchster Strafandrohung für den Fall der Nichtbezahlung. Als der Prälat von Herrenalb, Philippus Degen, solches erfuhr, verbot er den Klosteruntertanen bei gleicher Strafe die Zahlung. Daraus hin weigerten sich diese, die ihnen von Baden auferlegte Schatzung zu entrichten.

Am 19. Juni trafen sich in Herrenalb württembergische und badische Räte, um die Sache gütlich beizulegen. Während zunächst kein Mittel zur Beilegung des Streites gefunden wurde, kam es später zu einem Vergleich.

Dessen ungeachtet fiel am 27. Juni Markgraf Philibert mit bewaffneter Hand in Langensteinbach, am 29. in Malisch ein, führte eintige Personen aus diesen Orten gefangen ab und ließ sie in den Turm zu Ettlingen legen. Hier wurden sie so lange in Haft gehalten, bis ihrer vier mit Tod abgingen „zum unwiederbrinnlichen Nachteil für ihre armen Witwen und Waisen“.

Nun beklagte sich der Herrenalber Prälat beim Klosterschirmherrn, Herzog Christoph von Württemberg. Dieser brachte die Angelegenheit vor das kaiserliche Kammergericht. Am 29. September gab das angerufene Gericht sein Urteil dahin ab, die Streitenden mögen ihre Sache an den gebührenden Orten anbringen.

Eine Folge dieser Klageabweisung war, daß der Markgraf von Baden am 7. Oktober neue Verhaftungen vornehmen und die Gefangenen am 21. in den Schloßurm bringen ließ. Derselbe war feucht; weder Luft noch Licht hatten Zugang zu dem Gefängnis. Ueberdies konnten sich die Inhaftierten darin nicht niederlegen. Täglich wurden ihnen dazuhin Leibstrafen durch den Nachrichten angebroht.

Am 24. und 25. Oktober stellte der Vogt von Ettlingen auch den übrigen Bewohnern von Langensteinbach und Malisch schwere Bestrafung in Aussicht, falls sie sich weigern würden, die Steuer zu bezahlen. Als Prälat Degen das in Erfahrung brachte, ließ er sogleich den Klosteramtlenten dort den Befehl zugehen, bei Strafe an Leib und Gut die zugemutete Umlage nicht zu entrichten.

Das gab dem Vogt von Ettlingen Anlaß, mit Fußvolk und Reiterei bei Nacht in Langensteinbach einzurücken. In des Schultheißen Wohnung wurden Haus- und Kammertür erbrochen. Sein Weib und seine Kinder jagen die Kriegerleute aus dem Bett; in das eben verlassene Lager schlugen sie mit Spießen; Heu und Stroh wird durchstochen.

Auch die Kirche stießen sie auf. In der Kirche werden die Büchsen abgeschossen. Haus, Kammer und Keller des Pfarrherrn öffnen sie mit Gewalt; seinen Wein trinken sie aus. Seine und anderer Hühner und Gänse erwürgen sie und nehmen sie mit.

Das Haus eines Klosteruntertanen, namens Thomas Frandh, der sich im Heu verborgen hatte, zünden sie an. Einen Jungen schleppen sie so lange mit, bis es ihm gelinzt, ihnen zu entkommen. Ein württembergischer Untertan von Calw, der in einer Herberge zu Langensteinbach übernachtete, wird erschlagen allein aus dem Grund, weil er Württemberger war.

Bei ihrem Abzug drohen sie, wenn sie wiederkommen, werden sie das Dorf verbrennen.

Den Gefangenen wurde das Bekenntnis abgedrungen, daß sie den Geboten des Markgrafen künftig gehorsam sein und das zugemutete Umgeld erlegen und reichen werden.

Aus einer anderen Quelle erfahren wir, daß Herzog Christoph von Württemberg November 1560 endlich eingegriffen hat, indem er 23 badische Dörfer mit 370 Reitern und 400 Hadenbüchsen besetzte und daß der Streit mit einem Vergleich schloß, der am 18. Mai 1565 zustande kam.

Nach Weechs Badischer Geschichte hat Philibert diese denkwürdige Steuererhebung, die einen Krieg zwischen Württemberg und Baden herbeizuführen drohte, damit begründet, daß der böswillig angelegte Brand des Schlosses zu Ettlingen große Kosten verursacht habe, daß ebendort für seine Mutter, eine geborene Gräfin Franziska von Luxemburg, ein Schloß als Witwenitz neu erbaut werden müsse, daß seinem Bruder und Mitregenten, dem Markgrafen Christoph II., der sich zum Besuch fremder Höfe auf Reisen befand, erhebliche Zahlungen zu leisten seien und daß das Schloß in Baden umfassender Herstellung bedürfe.

Die Klageschrift selbst scheint Weech ebensowenig gekannt zu haben wie Eugen Schneider, der in seiner württembergischen Geschichte den Streitfall überhaupt nicht erwähnt.

Was die Kraae betrifft, ob Markgraf Philibert irgend ein Recht hatte, die auf seinem Gebiet liegenden Herrenalber Klosterorte zur Steuerleistung beizuziehen, so ist zu sagen, daß er sich immerhin auf den Vertrag berufen konnte, den Markgraf Christoph I. von Baden im Jahr 1497 mit Herzog Eberhard II. von Württemberg abgeschlossen und dessen fortdauernde Gültigkeit ein Schiedspruch des Pfalzgrafen und Kurfürsten Ludwig im Jahr 1539 bestätigt hatte, wonach dem Fürsten von Württemberg und Baden die Schirmvogtei über die in ihrem Land befindlichen Klosterortskirchen zustehen sollte. (Siehe Abschnitt XIII. meines demnächst erscheinenden Buches „Ein verschwundenes Kloster.“)

Die Schroffheit, mit der Baden die Steuerentziehung in Malisch und Langensteinbach durchzuführen versuchte, mag ihren besonderen Grund darin gehabt haben, daß der ehemalige Resolutionsadvokat Philibert dem streng protestantischen Schirmherrn von Herrenalb, der das Kloster wenige Jahre zuvor in ein evangelisch-theologisches Seminar umgewandelt hatte, nicht gewogen war.

Markgraf Philibert bemühte sich zwar eifrig, durch den Beizug der evangelischen Gottesdienste in der Spitalkirche zu Baden z. B. auch durch sein Eintreten für den Religionsfrieden auf dem Augsburger Reichstag von 1555, seine protestantenfeindliche Gesinnung zu verhüllen. Die Tatsache, daß er sich von den Abgesandten des Königs Karl IX. von Frankreich zum Krieg gegen die Hugonotten anwerben ließ, brint sie klar ans Licht. In einer Schlacht vom 5. Oktober 1569, bei der diese unter dem Befehl von Coligny ihm gegenüberstanden, ist er den Soldatentod gestorben.

## Anna Maria Kenner / Im Goethehaus zu Frankfurt.

Das Bild des schlichten Bürgerhauses aus dem 18. Jahrhundert mit dem schönen Siebel kennt jeder aus irgend welchem Literaturgeschichtsbuch. Denn es steht dort nicht allein aus Pietätgründen neben Frau Nias Silhouette und dem Bild vom Prinzessinnenbrunnen. Es ist vielmehr Zeugnis für die geistige Welt, in die Goethe hineingeboren ward. Es ist Ausdruck jener kulturellen Epoche, und diese Tatsache hat ihren besten Kommentar in Dichtung und Wahrheit erhalten.

Man sollte im Garten des Goethehauses, diesem ganz kleinen grünen Fleck, das ein Ausschnittchen Park ist mit den zwei, drei Bäumen und der Psyche auf dem bescheidenen Rasen — sitzen dürfen und Goethes Jugendgeschichte lesen, die Spiele mit Cornelia, die Klopstocklektüre, die Thorane-Episode, die ersten Vorlieben, die ersten Schmerzen und Schuldeiden, das Hinausbrausen der ährenden Jugend, die den Wagen ihres Schicksals mit Sonnenpferden bespannt sah und sie unter furchtlosem Bügelgriff weiterfahren ließ.

Das Haus, in seiner Innenausstattung fast ganz erhalten, hat so gar nichts von einem Museum — die Goethe-Erinnerungen: Bildnisse, Manuskripte, Gebrauchsgegenstände sind glücklicherweise in einem besonderen Raum im Hof aufgestellt — es ist Wohnhaus geblieben und scheint auf Freunde zu warten mit dem Hauch vornehm-schlichter Gastlichkeit, wie Frau Rat sie ehedem verstand. Diese stille, menschliche, zum Herzen redende Weise, die in der Bauernstube wie im Herrenaal daheim sein kann, hat dem elterlichen Haus Goethes einen unvergleichlichen Zauber verliehen und webt heute noch irgendwie um den Hausflur und die Treppe mit dem schmiedeeisernen Geländer. Der Knabe Goethe stürmte diese Stufen hinauf, die der Herr Rat wohlgelesenen Schritten hinabstieg.

Aus dem Wohnzimmer im unteren Stockwerk schallten die Stimmen der Freunde in lebhaftem Gespräch; die Brüder Stolberg saßen mit der Familie um den runden Tisch; am Fenster Frau Nias Platz, neben dem Kachelofen der große Lehnstuhl, in dem der Vater am Samstagabend zum Zweck sonntäglicher Verschönerung sich niedergelassen hatte, als in dem Winkel hinter dem Ofen aus heftigem Gemurmel eine Stimme sprach: „O wie bin ich zermalmte“, und dem erschrockenen Barbier das Seifenbecken entfiel. Hier vereinigten die Mahlzeiten die Familie; in der Küche nebenan waltete Frau Rat. Die modernen Küchen mit weißen Herden, elektrischer Heizung und neuzeitlichem Gerät sind bequemer, aber nicht so malerisch wie diese Küche mit dem schweren Kupfergeschirr, den bunten Porzellanen, den großen Lebzeltens- und Waffensformen. Die Küche zeigt auch ein Stück Kulturgeschichte.

Die Prunkgemächer des Hauses im mittleren Stockwerk waren wohl für bürgerliche Verhältnisse sehr schön und reich. Seidenbespannte Möbel, schwere helle Vorhänge, deren Pracht längst verblaßt ist. Stühle mit prächtigen Schnitzwerk und ein kristallener Kronleuchter, Herrlichkeiten aus den barocken Schlössern abgesehen, ist recht für den Herrn Grafen Thorane, ängstlich dem ganzen Haus zum Nachtnehmen empfohlen und der Gegenstand der Sorgen des Herrn Rat. Ob geistig sehr bedeutende Männer mit allzu großer Bedachtlichkeit ihren Hausrat wählten und hüteten? Der Herr Rat war aber nicht nur Hausvater, sondern auch Kunstkenner und Sammler; in dem Gemäldefabinet hängen, eins neben dem andern, wie ehemals in der Karlsrüher Bildergalerie, Etiche und Gemälde zeitgenössischer Künstler, die der Herr Rat also unterstützte. Kleine, stimmungsvolle Landschaften, pinselfeine Pflanzenmalerei, einige „treffliche“ Szenen aus dem bürgerlichen Leben. Biblisches, kurz, die anspruchslos naturgetreue Kunst des 18. Jahrhunderts und ihre beliebten, gut bürgerlichen Motive. Immerhin war die Sammlung des Herrn Rats großer Stolz und

wurde jedem Besucher gezeigt und in der Folge mehr betrachtet, als es sonstigen Kunstwerken dieses Ranges widerfährt.

Im obern Stock, halb Herrenzimmer, halb Gelehrtenstube, des Herrn Rats Arbeitsraum mit hohen Bücherschäften, die leider verdrängt sind zum Schutz gegen vielätliche und reliquienhungrige Fremdenhände. Homer, Vergil, Titus Livius schimmern blaugolden von vergriffenen Lederrücken zwischen den Drahtmatten. Der Schreibtisch steht stumm, lang sah niemand daran, und die vielen Menschen gehen mit raschem Blick vorüber. Einen werfen sie neugierig durch das Seitenfenster, das gerade Raum durch das vorspringende Oberstockwerk hat, auf die Straße, denn hier soll der gestrenge Vater seines Sohnes später Heimkehr acht gehabt haben, — so erzählt dieser selber.

Eine verwandte und doch ganz andre Welt lebt im Arbeitszimmer des jungen Goethe, das für jedes denkenden Menschen Gefühl mehr Erinnerungswert hat, als das — tastvoll ummöblierte, nur mit einer Büste Goethes ausgeschmückte Geburtszimmer. Hier wurde der Götze geschrieben, hier flogen Verse an Pitt aufs Papier, auf dem „Lotterbett“, dem niedrigen Divan, kauerte, das Gesicht in den Händen vergraben, der wilde Knabe über dem Abschiedsbrief seiner geknickten Rose, schuldbetrübt und doch freiheitsdurstig; an den Fenstern stand der von neuem Gefühl Bedrängte, im Sessel, das Kinn aufgestützt, las der Ewigkeits-schuldige die Schriften, die ihm die „schöne Seele“ als Weg zur Innerlichkeit gewiesen. Von hier flogen seine Gedanken hinaus, ins Unbegrenzte, ob es nun Italien oder der Weimarer Fürstentum hieß. Neben dieser schicksalsverbangenen Atmosphäre mutet das kleine Musikzimmer wie eine liebliche Reminiszenz an, Saute und Spinett, Saitenmorsch und mitsingend, leblos wie die Hände der jungen Cornelia.

Durch die behagliche Wärme des Hauses schritt die arme Einsame, mit leeren Augen und gequältem, unruhig-lüftigem Herzen. Sie erlosch, als ihr Zwillingsschwester, ihr Bruder Wolfgang von ihr sich löste. Sie hatte, in die Enge des traditionsgeborenen Frauenwirkungskreises gebannt, keine rechte Lebensluft. Sie sehnte sich hinaus aus dem schönen Hause und hatte doch ewig Heimweh danach. Sie, die sich in der Mitte der Zwanzig, da andere, lebensbelastete Frauen sich noch Kind zu fühlen vermögen, für ein alterndes Frauenzimmer hielt, verging wirklich früh, vorzeitig müde. Ein tragischer Beweis, wie der Mensch eine Heimstatt haben und doch heimatlos sein kann.

Durch die Türen schritt, von dem jungen Liebenden mit Herz klopfen begrüßt, stolz-scher Pitt, blond, strahlend, gebedewußt. Bürgerlich-zutraulich lächelnd hand viele Jahre später die dunkellockige, ägyptische Christiane im Flur, beide auf und mütterlich begrüßt von der Frau Rat, der jede eine liebe Tochter war, die ihren „Hätschelhaus“ liebte, sei es nun das Fräulein oder die „Mamsell“. Mit dem arroken Gleichmut ihres Lebens verließ Frau Na schließlich die harmonische Heimstätte, die ihren Zauber, mehr als dem guten Geschmack des Vaters Goethe, dem guten Gefühl der Mutter verdankte, um eine schönere, bleibende zu suchen. Und nachdenklich geht der u. jener heute durch das Haus, inmitten dieser, denen es nichts als Kuriosum ist, und fühlt die Menschen, die einmal hier wohnten, lebendig. Er denkt vielleicht nicht daran, wie ein immer Glühender vor Zeiten die Straße hinabschritt und im Vorübergehen in bewundernden und edel neidvollen Gedanken am Goethehaus hinaufschaute, und sich und seiner schweißenden Seele und seiner Liebe eine Heimstatt wünschte: der junge Hofmeister des Kontorschen Hauses im Hirschgraben 3, Friedrich Hölberlin.

Alle, die Besessenen, Besessenen und die Schicksalsbeladenen, Darbenden, erlebten ihr Maß Schmerz und Glück, und das Haus, das ihr Leben herbergte, steht stumm und schön und ernsthaft, überdauernd und doch lächelnd: „Wir haben hier keine bleibende Statt.“

## Gerda Kircher / Das alte Linkenheimer Tor.

(Schluß.)

Der rechte Torflügel, Marmorwerkstätte, Pagerie, Hofgärtnerei: Der rechte Torflügel, der mich veranlaßte, der Geschichte des ganzen Baues nachzugehen, war, wie schon erwähnt, als „Marmorwerkstätte“ erbaut worden; er hatte als solcher neben den Arbeitsräumen, der Possier- und Schleifstube, die Wohnung des Marmorereis Schwindt und eines Bauknechtes enthalten; den dritten Stock hatte Ingenieur Lindemann eine Zeitlang gratis bewohnt. Da die Marmorwerkstätte aus Mangel an Arbeit bald zurückging, wurde der zweite und dritte Stock des Gebäudes im April 1774 der fürstlichen Pagerie überwiesen, die vorher im früheren Jagdhaus, der späteren Steinwerkerei im hinteren Schlossgarten, untergebracht war. Der Maulardhof wird zur Wohnung der Pagen, das zweite Stockwerk zur Dienstwohnung des Pagenhofmeisters, des Majors Lux, verwendet. Im August 1775 wird auch der erste Stock des Gebäudes der Pagerie als Speise- und Nebenzimmer geräumt. Im Sommer 1786 wird an der Nordseite dieses Gebäudes ein Treppenhaus angebaut, über dessen Errichtung die Akten genau berichten; der von Müller verfertigte Plan dieses kleinen Anbaues, der das Gebäude auf allen Seiten und Plänen kennzeichnet, ist dem Müllerischen Grundriß, Plan Nr. 272 des G.L.N. aufgeklebt. Nach dieser Zeit sind kleine Reparaturen ausgekommen, keine wesentlichen Änderungen mehr vorgenommen worden. Im Jahre 1808, bzw. 1809 wechselt der Bau seine Bestimmung; die nach Luxens Tod von Doll fortgeführte,

nur noch unbedeutende Pagerie verläßt das zur Wohnung des Hofgärtners Hartweg bestimmte Haus. Diese Veränderung hängt mit dem Abbruch des alten Zirkelorangegebäudes zusammen, der 1808 erfolgte und mit der neuen von Weinbrenner projektierten, zum Teil auch ausgeführten Anlage des botanischen Gartens, für den damals erst das heutige, früher vom herrschaftlichen Bauhof okkupierte Gelände verwendet wurde. Der rechte Torflügel befand sich also an der Südwestecke des heutigen botanischen Gartens, in nächster Nachbarschaft des alten, noch heute stehenden sogenannten Akademiegebäudes. Eine Ansicht dieser beiden Gebäude von Karlsruhe gibt der in Weechs Chronik abgebildete bekannte Stahlstich des Akademieplatzes, nur daß die Architektur des Torflügels hier sehr undeutlich und ungenau wiedergegeben wird und keine weiteren Schlüsse zuläßt. (Friedr. v. Weech, Geschichte von Karlsruhe, Bd. 3, 1901. Karlsruhe, bei Madlot: Die Linkenheimerstraße mit dem Gebäude der Wasser- und Straßenbauverwaltung.)

Dieser als Hofgärtnerswohnung bekannte rechte Flügel des Linkenheimer Tores wurde nicht gleichzeitig mit dem Torbau und dem Profosienhaus abgebrochen, sondern blieb bis in die 40er Jahre erhalten, wo er erst dem hübschen Neubau der Hofgärtnerei (erbaut 1842—1843) und Drauerie weichen mußte.

Damit wäre die Geschichte des Torgebäudes selbst beendet, wir möchten nur anschließend einiges zur Baugeschichte des alten

Linkenheimer-Tor bezüglich Akademieplatzes erwähnen, da auch dessen ältere, vor dem Hübischen Neubau der Galerie liegende Geschichte völlig in Dunkel gehüllt ist; es ist dies um so mehr zu rechtfertigen, da es sich um einen im Grunde einheitlich zu bebauenden Platz des alten Vor-Weinbrennerischen Karlsruhe handelt, der leider den schlechten Zeitläuften zufolge nur Fragment bleiben sollte.

Von den Gebäuden vor dem Tore ist das bekannteste das Anwesen des Zimmermeisters Weinbrenner, das zwischen Akademie- und Stefantenstraße an Stelle der heutigen Strafkammer sich befand und mit einem stattlichen Hof und Obgarten versehen war. Wir finden darüber genaue Angaben und Grundriß-Skizzen in dem Faszikel über die Eröffnung und Vermessung der Akademiestraße. (Finanzministerium: Baudirektion Karlsruhe, Baufache. Neue Stadtanlagen. Eröffnung der Akademiestraße mit vier Situationsplänen des ganzen Geländes vom alten Mühlburger bis zum alten Linkenheimer Tor vor der Eröffnung der Akademiestraße.)

Gar nicht bekannt ist das dem Weinbrennerschen Hause gegenüberliegende Gebäude, das an den Pageriesflügel anschließend die rechte Seite der Linkenheimer Allee begrenzte. Es erweist sich auf den älteren Plänen als ein schmaler, langgestreckter Bau, der mit der Pagerie durch ein Tor verbunden war und der in den Akten als frühere „Bildhauerwerkstätte“, spätere „Autentrietsche Zeichenschule“ genannt wird; es ist ein „einstöckiges“, wohl auch zum Bauhof gehöriges Gebäude, über dessen Aufbau so wenig zu sagen ist, wie über die andern ihm antwortenden Hintergebäude, Baumagazine, Waschlischen und Holzremisen des einstigen Bauhofes, der zu Luzens Zeiten zum Artilleriehof avancierte und mit der Pagerie in Verbindung stand. Als interessantes, auch unbekanntes Gebäude vor dem Linkenheimer Tor sei hier noch das alte Karlsruher Komödienthaus erwähnt, das sich ungefähr an der Stelle der heutigen Orangerie befand. Wir finden all diese Gebäulichkeiten auf dem perspektivischen Stadtplan von G. N. Fischer und Haas, auf dem auch das alte Linkenheimer Tor deutlich als zweistöckiges, mit Mansarddach versehenes Flügelausbau zu sehen ist; nur der Torbau selbst ist sehr ungenau gezeichnet. Die Gebäude innerhalb des Tores: Das ansehnlichste Gebäude des alten Linkenheimer-Torplatzes ist das heute noch stehende Schwedenpalais, das die Baukunst Müllers am besten repräsentiert; es lag nur durch zwei Häuser und Wirtschaftsräume getrennt in nächster Nachbarschaft des Stochhauses. Dicht beim Stochhaus mündete nun der alte Beiertheimer Viehtrieb in den Linkenheimer-Torplatz ein, er bildete, der alten Stadtgrenze entlang laufend, die direkte Verbindung zwischen dem alten Linkenheimer und dem alten Mühlburger Tor und lief ungefähr der Waldstraße parallel. Mit Eröffnung der Akademiestraße und Verlegung des alten, noch vor der Karlstrakenende gelegenen Mühlburger Tores wurde er unnötig und an die anangrenzenden Akademiestraßenbewohner verteilt, nur als kleiner, 8 Fuß breiter „Komunikationsweg“ zwischen dem Schwedenpalais und dem zwischen Akademie- und Kaiserstraße gelegenen Palais der Frau Markgräfin Amalie wurde er auf höheren Wunsch noch bis zum Jahr 1828, dem Tod der Königin von Schweden, beibehalten. Das in seiner Geschichte älteste Gebäude am Linkenheimer-Torplatz ist unzweifelhaft das Waldstraßen-Gebäude, das heutige Rote Haus, früher als Wirtschaft zum Durlacher Hof, noch früher zum Voel Strauch bekannt. Da seine Geschichte erst kürzlich in der von Bened. Schwarz herausgegebenen Studie über Alt-Karlsruher Wirtschaften behandelt wurde (siehe die „Pyramide“, Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, 15. Jahrgang, Nr. 2 und 3), brauchen wir hier nicht näher darauf einzugehen.

Der einstige Durlacher Hof ist 1763 von dem Wirte Joh. David Keller als modellmäßiges Haus erbaut worden. Außerdem erwähnen die Akten anscheinend diesem Garkhause angrenzend (?) das 1768 modellmäßig erbaute Haus des Hofrats Freuschen und ein kleineres des Lakaien Faber.

Die dem Schwedenpalais gegenüberliegende Seite des alten Torplatzes war schon seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts für die Errichtung eines monumentaleren Kunsthallengebäudes geplant, dessen Ausführung aber damals der schlechten Kriegsjahre wegen immer wieder verschoben wurde und erst mit dem Hübischen Neubau in den Jahren 1836—1846 ihre Verwirklichung fand.

Nur die Erbauung des dem botanischen Garten zu gelegenen linken Galeriestückes geht auf die Müllersche Zeit zurück; wir haben in diesem älteren, heute noch stehenden Gebäude mit aller Bestimmtheit das 1786 von Müller errichtete „Akademiegebäude“ vor uns, das die von Hofmaler Beder 1784 gegründete Zeichenakademie sowie die Dienstwohnung Baders aufnehmen sollte. Auch die architektonische Zeichenschule und die Modellkammer wurden in diesem Hause untergebracht. Der dritte, nacheinander von den Galerie-direktoren wie Philipp Beder, Karl Kumb, Carl Frommel und

schließlich von Hans Thoma bewohnte Stock des Gebäudes war von vornherein zur Dienstwohnung bestimmt; der zweite Stock beherbergte die alte Zeichenakademie, in die seit dem Tode der Markgräfin Karoline Luise auf Baders Anraten Teile ihrer Gemäldesammlung verbracht wurden, der erste die architektonische Zeichenschule und vermutlich auch die Modellkammer, die erst 1801 nach langen Verhandlungen in das ihr schon längst bestimmte Gebäude einzuziehen konnte; außerdem Dienerwohnungen. Da zwar die Akten zum Bau und zu seiner weiteren Einrichtung vorliegen, aber der ursprüngliche Bauplan sich nicht mehr auffinden ließ, läßt sich über die Einteilung und Bestimmung der Räume nichts Sicheres aussagen. Im allgemeinen aber scheint sich mit einigen Veränderungen, die durch den Hübischen Neubau veranlaßt wurden, das Gebäude in seiner alten Raumeinteilung erhalten zu haben. Seine stattlichsten Räume waren der oft genannte „Kunstsaal“ und „der große Zeichensaal“, wohl der heutige Lesesaal der Kunsthalle und das im Fußbodenniveau veränderte Lessing-Thomassche Atelier. Erst die Entwürfe zum Hübischen Neubau geben uns die Pläne dieser alten Akademie — nach der den Karlsruhern kaum bewußt — die Akademiestraße ihren Namen erhielt. Doch wollen wir hier auf die einer gelonderten Arbeit vorbehaltenen Einzelheiten nicht näher eingehen. Soviel ist ja bekannt, daß die schmale Straßenseite dieses Gebäudes weit hinter der heutigen zurückliegt; erst der Hübische Neubau hat die alte Plazeinteilung verwischt. Daß man die Breitseite des Platzes früh schon für die spätere Kunsthalle bestimmt hatte, erhellt aus verschiedenen älteren Plänen, auf dem der für die Kunsthalle bestimmte Platz schon eingezeichnet ist; auch werden Gesuche der Bürger, auf diesem Platz zu bauen — Hofrat Freuschen und Autentriet —, immer mit Begründung eines öffentlichen Bauprojekts abgewiesen.

Zum Schluß dieser Betrachtung muß aber noch eines andern Müllerschen Gebäudes gedacht werden, das sich auf dem Gelände der heutigen Gemäldegalerie befand, wenn es auch dem Platz selbst nicht mehr direkt anangrenzte, des alten Hofschlammes, der früheren Landtschreiberei. Es lag Ecke der Waldstraße und des verlängerten Schlossplatzbalkens, ungefähr an der Stelle des heutigen Thoma-Museums. Ueber die Baugeschichte dieses auch in Vergessenheit geratenen Gebäudes sind wir nun völlig im klaren, da hier auch alle zu den Akten gehörigen Baupläne erhalten sind — sie gingen nur zum Teil unter dem Namen des Akademiebaues — und da wir eine kurz vor dem Abbruch des Gebäudes im Jahr 1833 aufgenommene Photographie besitzen. Es handelt sich hier um ein zweistöckiges Gebäude mit einem gebrochenen Mansarddach, dessen Eingangs wieder an der fünf Fenster breiten Schmalseite des Baues an der verlängerten Kirtelstraße liegt. Die der Waldstraße zugekehrte Breitseite des Hauses zählt sechs Fenster, die Wandgliederung besteht aus alatten, durch die ganze Höhe des Hauses durchgehenden Eisernen, die im Abstand von einem Fenster aufeinander folgen. Die Fensterrahmung zeigt die schon charakterisierte, Müller eigene Form, ohne weiteren dekorativen Schmuck. Auch die Eingangsseite ist in der gleichen, sehr einfachen Weise gegliedert, über der Haustüre in ein waagrechtes, voraufgetes Gebälkstück angeordnet. Außerordentlich gut proportioniert und dem Zweck angepaßt ist die innere Raumverteilung; die Zimmer liegen nach den beiden Straßenseiten, im ersten Stock die Büros, im zweiten die Privatwohnung; ein geräumiges Treppenhhaus ist nach der Hof- und Gartenseite des Gebäudes vorzuziehen. Eine kleine geheime Treppe verbindet außerdem das Schlafzimmer des Beamten im zweiten Stock mit dem darunter gelegenen Kassenraum. Im Hof und Garten, der von einer Mauer abgeschlossen wird, ist ein Waschlischen- und Holzremisenhäuschen angeordnet.

Zur Baugeschichte des Baues sei in Kürze einiges nachgetragen: Vom Frühjahr 1781 an datieren die Vorarbeiten zu einem Neubau einer Landtschreiberei, die seit 1774 in dem im großen Kirtel gelegenen Haus, der Dekonomierats Gwelin Witwe und des Sekretärs Lembke zur Miete war. Die Parausführung zielt sich aber wegen der Unentschlossenheit über die Bauplätze bis in den Sommer 1783 hinaus. Man hatte zuerst an einen Neubau des Archivgebäude oder einen Platz am Marktplatz oder Linkenheimer Tor gedacht, bis schließlich die Entscheidung für den dem von Palmshaus Kirtelhaus gegenüberliegenden Platz an der Waldstraße gefallen war. Wir ersehen aus den Akten, daß auf diesem Platz vorher das Ananashaus bestanden hatte, wie überhaupt die andern auf ältesten Stadtplänen dort eingezeichneten Schuppen als Gemächshäuser zu denken sind.

Mit der Betrachtung dieses Gebäudes bringen wir die Arbeit über das alte Linkenheimer Tor und den alten Linkenheimer-Torplatz zum Abschluß. Es ist bedauerlich, daß sich so wenig von der ganzen Anlage erhalten hat, denn sie verdient nicht nur des stadtschichtlichen, sondern vor allem ihres künstlerischen Wertes wegen der Vergessenheit, in die sie versunken, entrissen zu werden.

Nudolf Schneider / Rezept.

Bitte, schreiben Sie doch auch einen Roman, es ist das einfachste, was sich denken läßt, und manche behaupten sogar, daß es Geld und Ruhm bringt, ganz abgesehen vom Vergnügen. Bestimmen Sie etwa damit, daß Fritz seiner Jugendliebe, einem einfachen Mädchen, untreu geworden ist und in irgend einem Kurort einem Herrn das Leben rettet. Beachten Sie den Kurort, der einen hübschen, erholungsmäßigen Luftort gibt und Ihnen die Gelegenheit verschafft, vom blauen Himmel, von bezaubernden Frauen und einem mondänen Hotel zu fabeln

Die Art und Weise, wie Fritz dem — notabene unbekanntem Herrn das Leben rettet, sei Ihnen überlassen. Ganz unverbindlich schlage ich ein Bootsunfall auf einem See vor, das schon im Hinblick auf die spätere Verfilmung des Romans sehr zu empfehlen ist. Nachdem also Fritz den bereits erwähnten, nun bemuteten Herrn — einen Herrn von Schömmersbad — an Land gebracht hat, passiert eine kleine Verwechslung: Fritz nimmt eine blaue Seglerjacke mit, die dort am Strande liegt in der Meinung, sie sei die seine, die er vorher abgeworfen hat. Dem ist aber

durchaus nicht so; die Fackel gehört Schömmersack, und man hat sie ihm ausgezogen, um Wiederbelebungsversuche mit ihm anzustellen, Frischens Kopf hingegen ist von einem fremden Bagabunden in der allgemeinen Verwirrung gestohlen worden. Wenden Sie bitte nicht ein, die eine Fackel sei nah und die andere trocken gewesen, Fris habe also sofort bemerken müssen, daß — und so weiter. Denselben Einwand macht später ein Staatsanwalt, aber er ist nicht viel wert, denn der Sachverhalt ist so: Fris steht triefend vor Rasse da, alles klebt an ihm, und die Menschen umringen ihn wie ein Pferd, das den ersten Preis gewonnen hat. Es nähert sich auch eine junge Dame, oh, eine Schönheit, das ist „sie“, die Hauptperson, Julia, die auf Fris einen ganz ungeheuren Eindruck macht. Er glaubt, sie komme nur, um ihn hier zu bewundern, aber — weit gefehlt! Sie sieht ihn kaum, sie stürzt mit allen Zeichen der Verzweiflung vor Schömmersack nieder, und der kühne Lebensretter erfährt von Nebenstehenden, die Dame sei des Verunglückten Braut. Kein Wunder, daß ihm da die Lanze vergeht. Die Menge um ihn widert ihn plötzlich an, er sieht eine Fackel neben sich, glaubt, sie gehöre ihm und eifert sich mit ihr. Erst später bemerkt er seinen Irrtum, und zwar gerade dadurch, daß die Fackel nah ist, aber der Gedanke, wieder an den Schauplatz seiner heldenhaften That zurückkehren zu müssen, ist ihm so unheimlich, daß er sich sagt: Man kann das auch morgen in Ordnung bringen! —

Bisher war die Sache einfach, wenn auch interessant, jetzt jedoch kommt die Verwicklung mit kriminalistischem Einschlag, ohne den kein Mensch Ihren Roman lesen wird. In der Fackel Schömmersacks befindet sich eine Brieftasche — man sagt besser Portefeuille — und darin liegen eine Menge schöner, großer, neuer Banknoten. Nun passen Sie auf! Fris ist ein armer Junge, der dringend Geld nötig hat, und als er die Brieftasche in der Hand hält, durchzuckt ihn der Gedanke: Damit könnte ich mir Julia erobert! Er gerät, wie Sie sehen, in Versuchung und — nun ja, offenkundig, er unterliegt, er unterschlägt den Fund. Doch ist das nicht so schlimm, wie es aussieht, denn gewissermaßen begehrt er sein Verbrechen aus idealen Motiven — um der Liebe willen, und darum bleibt ihm auch die Sympathie der Masse sicher. Vergessen Sie bitte also die idealen Motive nicht; wenn die vorhanden sind, kann man getrost die größten Schurkereien ausführen, ein Satz, der übrigens nicht nur für Romane von größter Wichtigkeit ist.

Fris lebt nun eine Zeitlang flott, und tatsächlich gelingt es ihm, Julias Beachtung zu erringen, sehr zum Verdruß Schömmersacks, der ihm um seiner Dankesschuld willen nicht so sehr die kalte Schulter zu zeigen wagt, wie er gerne möchte. Schömmersack hat natürlich längst den Verlust seiner Fackel und Brieftasche bemerkt, aber selbstamerweise keinen Lärm geschlagen; der Leser wird sich sagen: Das hat seinen Grund; hat es auch! Eines Abends spielen die beiden Herren im Kasino eine Partie Bac, und Fris, der sehr im Verlust ist, sieht sich gezwungen, eine große Note wechseln zu lassen, eine jener Noten — man versteht, Schömmersack, der die Bank hält und wechseln soll, betrachtet den Schein und erklärt: „Falsches Geld!“ Er mißtraut Fris höflich und läßt durchblicken, daß er weiß, woher die Note stammt. Aber so leicht ist Fris nicht aus der Kassa zu bringen, er entgegnet kaltblütig: „Dann kenne ich den Fälscher.“

Wir haben hier eine sehr hübsche dramatische Szene voll psychologischer Feinheit, in der sich die Herren wechselseitig „Taschendiebstahl“ und „Falschmünzer“ an den Kopf werfen. Schließlich aber schlägt Schömmersack eine Kavallerielösung vor, er sagt: „Wenn Sie morgen früh abreisen, will ich die Sache vergessen, denn Sie haben mir einmal einen Dienst getan; andernfalls schicke ich Ihnen die Polizei ins Haus.“ „Das werden Sie sich überlegen“, meint Fris. „Naun“, antwortet Schömmersack. Fris sieht jedoch nicht ein, warum er weichen soll, er droht, Julia alles zu enthüllen, und stürzt fort, um das zu tun. Schömmersack blickt ihm spöttisch nach.

Bei der Unterredung, die Fris mit Julia hat, stellt sich heraus, daß diese über das trübe Gewerbe Schömmersacks voll auf unterrichtet ist und auch durchaus keine große Dame und seine Braut, sondern einfach eine Kokotte und seine Helferin ist. Sie werden angeben, daß diese Enthüllung außerordentlich packend wirkt; denn wir haben bis jetzt peinlich alles vermieden, was auf einen solchen Zusammenhang hätte hindeuten können. Von diesem Kunstgriffe, den man spannungsverzeugend nennt, lebt übrigens die gesamte Romanliteratur, wie Sie vielleicht selbst schon bemerkt haben. Man tut zuerst ganz einfach anders, als die Sache ist und hütet sich möglichst lange, Farbe zu bekennen. Auf diese Weise wirkt die einfachste Wahrheit schließlich wie eine fesselnde Enthüllung. Den Bösewicht führt man als Heiligen ein und umgekehrt; und überhaupt verdunkelt und verwirrt man die allerstimmlichsten Dinge, weil die Leute das interessant finden, und weil man ja auch sonst nichts wüßte, womit man die Seiten füllen soll. Als will Ihnen das an einem kleinen Beispiel erklären: Im wirklichen Leben hätte natürlich unser Fris, der durchaus kein Adiel ist, schon beim ersten oder zweiten Blick gemerkt, daß die Banknoten falsch sind. Im Roman bemerkt er es „eben“ nicht; das ist der ganze Witz. Im Roman sind die Leute immer genau so dumm oder genau so geistlos, wie es der Autor haben will, dadurch unterscheidet sich das Romanleben vorteilhaft vom wirklichen, wo die Menschen mei-

stens dummer oder klüger sind, als angenehm. Hier liegt auch der Grund, weshalb die Schriftsteller im allgemeinen so unpraktische und erfolglose Leute sind: Sie verwechseln das Romanleben mit dem tatsächlichen, glauben ihre Romanequiere vor sich zu haben und ziehen selbstverständlich dann den kürzeren. Obendrein wundern sie sich noch. Jemand hat einmal gesagt, die Kunst sei das von Bedingungen befreite Leben, aber man kann das viel einleuchtender so ausdrücken: Im Leben heißt es: der Hund hätte den Hasen gefangen, wenn er nicht . . . Im Roman dagegen fängt der Hund den Hasen, weil er eben nicht . . . Die Wirklichkeit ist das „Wennleben“, die Kunst das „Ebenleben“; verstehen Sie?

Nun aber weiter! Julia ist eine Kokotte, aber selbstverständlich keine gewöhnliche. Sie ist aus gutem Hause — Kokotten sind immer aus gutem Hause — wurde verführt, verlassen und geriet so auf die Bahn des Lasters. Diese Melodie werden sogar Sie kennen; wir benötigen sie natürlich. Julia ist auch keineswegs durchaus freiwillig oder gerne mit Schömmersack zusammen, aber er hat sie in der Hand wegen eines Fehltritts. Sagen wir, sie hatte einem Knäblein das Leben gegeben und — nein, das ist nicht gut, das heßt uns die Fruchtbarkeitsliga auf den Leib — machen wir es lieber so: Sie ist verheiratet gewesen, ihr Mann hat Selbstmord begangen, so glaubt die Welt wenigstens, in Wahrheit jedoch ist er vergiftet worden, und zwar von Schömmersack, der indessen — finden Sie sich noch zurecht? — Julia einzureden verstand, sie habe ihren Gatten umgebracht. Alle diese hübschen Dinge erzählt Fris bei seiner Unterredung mit der Dame, und sein Herz blutet vor Mitleid. Es gelingt ihm, Julia für eine gemeinsame Flucht zu gewinnen, überdies erringt er ihre Liebe, und die beiden machen sich schon am nächsten Morgen auf die Socken. Sie reisen, reisen, das brauchen wir wegen der Bewegung im Roman, hinter ihnen her aber ist die Polizei, und in Paris, oder wenn Sie lieber wollen, in Neapel wird Fris verhaftet. Schömmersack hatte sich angestachelt durch Eifersucht, in der Tat nicht entblödet, seine Drohung wahr zu machen, und er baut darauf, daß es Fris nimmermehr gelingen wird, ihn in die Affäre mit den falschen Scheinen hineinzuziehen.

Doch er hat nicht mit Julia oder besser, mit Julias erwachter Liebe zu Fris gerechnet. Während der im Untersuchungsgefängnis schmachtet, kommt es zu einigen großen Auseinandersetzungen zwischen Julia und Schömmersack, und in der Hauptverhandlung, gerade in dem Augenblick, in dem der Staatsanwalt dem geständigen Angeklagten gegenüber jenen schätzbaren Einwand macht, den Sie eingangs auch machen wollten, springt eine in schwarze Seide gehüllte Dame empor, Julia, und schreit mit gellender Stimme die Wahrheit über Schömmersack in den Saal. Bewegung, Tobean! Herr von Schömmersack, der als Belastungszeuge anwesend ist, wird sofort verhaftet, für Fris aber wendet sich das Blatt. Man glaubt ihm nun, daß er keine Kenntnis von der schlechten Qualität der Banknoten hatte; denn es wäre ja zu dumm gewesen, ausgerechnet den von dem er sie hatte, damit hereinlegen zu wollen, und weil er nun mit einemmal allen — sogar dem Staatsanwalt sympathisch geworden ist, glaubt man ihm auch die Verwechselung der Fäden und nimmt statt Diebstahl eine einfache Unterschlagung an. Er kommt mit einer gelinden Strafe davon.

Wer ist glücklicher als Fris? Höchstens Julia — aber nein; Julia empfindet nach ihrer reinigenden edlen Tat, wie es meistens ist, verdoppelten Abscheu vor ihrem bisherigen Leben, und sie, wohlverstanden, sie allein wird das traurige Opfer. Zwar versucht sie, einen anderen Lebenswandel zu beginnen, Neue frißt an ihr und Stel vor sich selbst, aber sie ist schwach und sinkt rasch von Stufe zu Stufe. Vor einer Bestrafung wurde sie übrigens durch den Selbstmord Schömmersacks bewahrt, der das Spiel verloren gebend alle dunklen Geheimnisse mit ins Grab genommen hat.

Als Fris aus dem Gefängnis kommt, wartet vor den Toren jemand auf ihn; doch nicht Julia, sondern jenes einfache Mädchen, das er zu Beginn des Romans treulos verlassen hatte. Er sieht sie zurück, er sucht nach der, die ihn edelblütig rettete, und schließlich findet er sie auch; verkommen in einer Kaskemme. Da wandelt sich seine Liebe in Mitleid, und nach einer Zeit der Einsamkeit und inneren Erforschung kehrt sein Gefühl reumütig zu jenem Schätzchen zurück, das in Treue seiner harret. So enden wir.

Das heißt, man kann es natürlich auch anders machen. Wenn es Ihnen lieber ist, dann streichen wir das unschuldvolle Mädchen überhaupt, lassen Julia sozusagen chemisch reinigen und enden nach Frisens Strafzeit mit einem Knall zwischen diesen beiden. In einem kleinen Häuschen draußen vor der Stadt leben zwei junge, doch geläuterte Mädchen ihrem friedlichen Glück . . .“ und so weiter. Oder, wenn Ihnen auch das nicht paßt, so soll Julia bleiben, was sie war, eine Kokotte, die ihre edle Wallung wieder vergißt und Fris verläßt, so daß er, gerührt durch seines einfachen Mädchens Treue, sich dahin wendet oder — mein Gott — es gibt tausend Möglichkeiten. Ich wollte Ihnen ja nur einen Zwischenschritt zeigen, wie einfach die Sache ist. Hauptsache bleibt: Den Mut nicht verlieren, immer weiterschreiben, dann wird ganz von selbst etwas daraus.

Und bitte, wenn Sie ein erfolgreicher Romancier geworden sind, dann denken Sie auch einmal an mich.